



DER OBSKURE FALL BINOCKERL

Intro

Als ein Mann der Worte könnte ich Ihnen ein Lied davon singen, dass nicht jeder so genannte kluge Satz, der sich hinter der strengen Form unwiderlegbarer Vernunft versteckt, von tatsächlicher geistiger Größe getragen wird, beziehungsweise nicht ausschließlich den Gesetzen der Rationalität gehorchen muss. Zum Beweis für die eingangs eingeführte These möchte ich Ihnen deshalb die Geschichte von Samuel Theodor Binockerl erzählen, eine Geschichte, von der ich vermute, dass sie Ihnen höchst unglaubwürdig erscheinen mag, ja, wahrscheinlich sogar Ihrem Maß an Verständnis nach zu urteilen, ganz und gar unsinnig ist, ich aber meine Hand dafür ins Feuer lege zu versichern, jedes Wort dieser rätselhaften Lebensgeschichte entspringt unverfälscht und rein den Quellen der Wahrheit.

Einer dieser klugen Sätze, die so tun, als ob... entstammt der komplizierten Hirnakrobatik einer legendären Denkergestalt, die im Leben des Samuel Theodor Binockerl eine nicht unerhebliche Rolle spielen sollte. Dieser wohlbekannt Satz, von dem ich hier

spreche, beendet den *Tractatus logico-philosophicus* von Ludwig Wittgenstein und lautet: »Siebentens: Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.«

Es versteht sich eigentlich von selbst, dass ich dieser Aussage als ein Mann der Wortkunst höchst kritisch gegenüber stehe. Aber angesichts unserer lärmenden Geschwätzigkeit in diesem nichts sagenden Leben heutzutage, möchte ich meinen, gerade worüber man im Allgemeinen redet, sollte man womöglich besser den Mantel des Schweigens legen, um das eigene Denkvermögen vor dem unerträglich gedankenlosen Palaver zu schützen. Aber das ist selbstverständlich polemisch gemeint, denn würde ich allumfassend schweigen, was ja nicht der Fall ist, ich könnte mit meinen Geschichten keinen Blumentopf gewinnen, was durchaus der Fall ist.

Überhaupt: Wo kommen denn all diese schrecklichen Geschichten her, beispielsweise die von der alten Dame, die ihren Pudel nach dem Baden zum Trocknen in die Mikrowelle setzt, wenn nur noch geschwiegen werden würde. Ich - und ich denke, dass ich damit meinen Berufsstand der Schreiber würdig vertrete - lasse mich eher dazu hinreißen zu sagen, dass ein Leben nur so weit wirklich existiert, als man darüber zu berichten weiß. Allerdings kann es vorkommen, dass nicht alles was erzählt wird, immer ins Schwarze der Tatsächlichkeiten trifft, mitunter verfehlt der Pfeil des wirklichen Geschehens sein Ziel und landet im ominösen Bereich der Verfälschung. Über den Wiener Philosophen Wittgenstein wird beispielsweise erzählt, er hätte an der Universität in Cambridge versucht bei einem philosophischen Streitgespräch seinem Kollegen Sir Karl Raimund Popper mit dem Feuerhaken seine philosophische Weltsicht einzubläuen. In

Wahrheit aber saßen sich die beiden Denker in einem Wiener Kaffeehaus disputierend gegenüber und da der Herr Wittgenstein ein schusseliger, höchst nervöser Zeitgenosse war, der viel und hektisch beim Monologisieren herumzufuchteln pflegte, fiel ihm dabei sein Löffelchen in die Kaffeetasse des Kollegen, der dafür keinerlei Verständnis zeigte und höchst gekränkt, schlimmste Beschimpfungen von sich schnaubend das Kaffeehaus verließ, um fortan zu behaupten, Wittgenstein sei ein falscher Prophet und seine klugen Worte kalter Kaffee. So jedenfalls hat es mir Samuel Theodor Binockerl persönlich erzählt, und er musste es schließlich wissen, war er doch wirklich sehr intim mit dem Herrn Wittgenstein befreundet.

Aber genug der einleitenden Worte und staunen sie über das, was ich Ihnen über den obskuren Fall Samuel Theodor Binockerl zu erzählen habe.

Berlin im Jahr 2004

Die Ursache für das komplexe Netzwerk von Rissen und Kratzern im einstmalig kalte Schönheit erzeugenden Marmor-Entree des Binockerl-Hauses in der Weserstraße 13, fünf Minuten Fußmarsch vom Landwehrkanal entfernt, war nicht, wie man hätte annehmen können, dem Fortlauf der Zeit als solches anzulasten, sondern dem Verfall zivilisatorischer Indikatoren innerhalb des Stadtteiles Neukölln. Mit anderen Worten, die Vandalen waren hier unter sich und dies tat dem Haus überhaupt nicht gut. Samuel Theodor Binockerl wusste dies und war doch hilflos gegenüber dem neuzeitlichen Krampfaderbefall seines architektonischen Lebenswerkes. Er hatte irgendwann aufgehört die Stunden zu zählen, auf die eine Gelegenheit lauernd seinem

Kellerkerker zu entkommen, um dieser tumorartigen Entwicklung seines Hauses Einhalt zu gebieten. Die Außenfassade war mittlerweile wie von blauen Flecken und Ekzemen mit Graffiti gezeichnet und die ursprüngliche Hausfarbe war welk und schwarz geworden in den letzten fünfzig Jahren. Sein Lichthaus, wie es einst gepriesen wurde, sah nun aus wie ein schauerliches Gebäude, der Phantasie eines Edgar Allan Poe oder H. P. Lovecraft entsprungen. Im Kiez hatte es den Beinamen »Vampirtempel« erhalten und dementsprechend entstammte seine derzeitige Mieterschaft eher einem degenerierten Restelager der Menschheit. Unter den Mietern gab es kein Anzeichen auch nur eines hyperboreischen Abkömmlings, dem sagenhaften Nordvolk, welches nur von Baumfrüchten und Gerechtigkeit leben wollte. Samuel Theodor Binockerl vermutete, dass sein manischer Hang zur Gerechtigkeit überhaupt nur der Grund sein konnte, mit 115 Jahren immer noch unter den Lebenden zu sein.

Seinerzeit war das Haus ein Wunder apollinischer Schaffenskraft, unter konzeptioneller Mitwirkung seines Freundes Ludwig Wittgenstein als eine Art logischer Kristall der Architekturkunst 1913 in nur einem Jahr Bauzeit entstanden. Im gleichen Jahr übrigens erbaute Ludwig Wittgenstein seine Hütte im norwegischen Skjolden mit seinen eigenen Händen weitab menschlicher Ansiedlungen, den Grundplan für den *Tractatus logico-philosophicus* bereits fest in seinem Kopf zementiert.

Die Freunde wurden beide am 26. April 1889 in Wien geboren. Ludwig war zwei Stunden früher und zwei Häuser weiter ohne irgendeinen Laut von sich zu geben, absolut schweigend, ins Leben hinausgepresst worden, während Samuel sich als der geborene Gerechtigkeitsfanatiker gleich lautstark gegen die

Ungerechtigkeit des Lebens anschreiid bemerkbar machte. Beiden war eine gewisse nomadische Leidenschaft in die Wiege gelegt worden, sie neigten kein bisschen dazu, sich lokalpatriotisch zu tief in ihrer Heimatstadt Wien zu verwurzeln und eilten den noch kommenden Zeiten in punkto innerer Unruhe und Friedlosigkeit voraus.

Ludwig blieb jedoch in späteren Jahren Großbritannien immer ein wenig loyal verbunden. Samuel Theodor entwickelte bezüglich der Stadt Berlin eine ähnliche Affinität. Berlin hatten die Freunde durch ihr Ingenieursstudium an der Technischen Hochschule in Charlottenburg recht gut erkundet und dabei zu schätzen gelernt. Samuel Theodor Binockerl erinnerte sich zum Trost gerne an ihre Studentenjahre in Berlin, vor allem in seinen verzweifelten Stunden der Kellerkerkerhaft, wenn er es wieder nicht vollbracht hatte, durch stundenlanges Klopfen seiner Beinchen gegen eines der vielen Heizungsrohre einen der Bewohner in den Keller zu locken. Ihn selbst wunderte dies umso mehr, da es ihm sehr wohl möglich war durch konzentriertes Ohranlegen an eben dieses Rohrsystem den meisten im Haus stattfindenden Gesprächen zu lauschen, eine Tätigkeit, die ihm allerdings kein rechtes Vergnügen bereitete, da der intellektuelle Anteil dieser primatenähnlichen Mitteilungsbemühungen in etwa dem entsprach, was man einer Banane an Intelligenz zugestehen konnte. Den modernen Heizungseinbau hatte er übrigens Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts durch sein geheimes Wirken innerhalb der damaligen Mieterschaft zu veranlassen gewusst. O, wie lange das her war und wie sehr er doch seine damalige Mobilität durch alle Räume seines Hauses genossen hatte, bevor er in diesen Keller geriet. Und aus

irgendeinem ihm nicht verständlichen Grund war der Keller unter den jetzigen Bewohnern zur »No-Go-Area« erklärt worden und dies obwohl die meisten mit den gesetzlichen Regeln nicht gerade in Einklang standen. An das Gesetz, den Keller nicht zu betreten hielten sich die Mieter jedoch ohne Ausnahme, als hätte der Teufel den Keller mit seinem Urin reviermarkiert. Und so verlebte Binockerl seine Zeit unter Tage im Dunkeln. Er war im Keller gefangen, den Verfall seines Hauses täglich im Bewusstsein, innerlich ausgehöhlt und ermüdet von dem Unvermögen diesem Mangel an Wertschätzung seines Hauses gegenüber, in seiner jetzigen körperlichen Form energisch entgegensteuern zu können und fast befürchtete er, dass es nun sowieso bereits zu spät sei, den bisherigen Schaden wieder korrigieren zu können. Und wenn er es sich ganz genau und ehrlich bedachte, er hatte auch keine Lust mehr dazu, er war einfach nur noch müde.

Und an all seinem Unglück war dieser verdammte Blaschkowitz schuld. Irgendwie war es Blaschkowitz gelungen, ihn auszutricksen, damals vor 10, 20 oder 30 Jahren. Schon breitete sich der Ärger lawinenartig in ihm aus, er reckte und streckte sich in seiner Empörung, es knackte wie immer so unmenschlich, dass es ihn schauderte, da registrierten seine hellhörigen Sinne draußen im Treppenbereich Schritte, ziemlich schlurfende Schritte. Es kamen von weit oben Menschen die Treppe hinab. Offensichtlich waren dort Mieter unterwegs. Nach ganz oben wollte Samuel Theodor Binockerl auch, aber in seiner jetzigen Verfassung war dies ein absolut unmögliches Unterfangen. Ins Dachgeschoß wollte er, raus aus diesem Keller, zurück an den Ort, an dem alles seinen Anfang hatte. Samuel Theodor

Binockerl bewegte sich leise im Kellerdunkel vorwärts, eine quälende Anstrengung und für ihn war es, als durchquere er eine Wüste aus Staub und Dreck und Ruß und toten Fliegen, jede Fluse hatte sich in all den Jahren mit seinen Flüchen voll gesogen. Hinter einer babelhohen Anhäufung ausrangierter Möbelstücke versteckte er sich und lauschte in den Treppenaufgang hinein, durch eine stählerne Schutztür drang gedämpft Sprache zu ihm herab.

»Pass uff, sagt der Arzt zu mir, das sei ein Stressekzem und ich sage, meine Güte, Doktor, wo soll ich denn Stress haben, ich mach doch den ganzen Tag fast nichts. Also, wenn sie mir sagen würden, das wär aus Gründen der Überdosierung ne Bierallergie, dann könnte ich Ihnen Recht geben, aber Stress, meine Güte. «

»Gibt's so was?«

»Was? Stress?«

»Na, Bierallergie, was sonst? Hab ich noch nie was von gehört! «

»Keine Ahnung. Warum ist das wichtig?«

»Na, mir juckt es immer so komisch, nach dem fünften Bier, weißte?«

»Hab ich studiert, oder was? Ich kann dir ja mal die Nummer von meinem Doc geben. Der kennt sich da besser aus. Aber kann sein, er will dir auch ein Stressekzem unterjubeln.«

»Also, Hefeallergie gibt's, habe ich in der Zeitung gelesen.«

»Na, Hefe ist im Bier schon drin, aber vielleicht wäschst du dich einfach öfters, wenn's dich juckt.«

»Willst du sagen, ich stinke oder was?«

»Na, dass du nicht wie Frühling riechst, brauch ich dir nicht zu sagen.«

»Noch so ein Wort und du hast echten Stress am Hals, Mann.«

Binockerl bekam vor Abscheu über diese Salbaderei eine Depression, aber die Hoffnung darauf, dass sich diese Idioten, die ganz locker eine Nuss vom Baum quatschen konnten, vielleicht in den Keller verirrten, ließen ihn den Beweis ertragen, dass im Fortlauf der Zivilisation die Sprachtheorie nutzlos geworden sein musste.

»Na, na, komm schon, ich lad dich zum Bier ein, was meinste?«

»Ok, das ist ein Wort. Habe ich dir eigentlich schon von Josch erzählt?«

»Hä? Von wem?«

»Na Josch... der scheele Pampanini! Giovanni, kennste doch.«

»Ach, der Heini, ne, nichts haste mir erzählt.«

»Also, pass uff, Josch sitzt in so nem Toilettenteil inner Bahn von Amsterdam nach Berlin. Regionalzug, Bummelfahrt. Die Grenze hat er schon lange hinter sich, aber nervös wie sonst was, will er sich versichern, ob seine Ware noch an Ort und Stelle ist. Du musst wissen, der Josch transportiert für Murat manchmal Koks von Holland nach Deutschland, und zwar in seiner Unterhose, er meint, das sei ein sicherer Ort, weil niemand lange auf sone Stelle guckt oder da hinlangt, wenn so ein hässlicher Kerl wie er so offensichtlich einen Steifen hat. Na jedenfalls, nestelt er da an seinem Hosenlatz herum und in seiner Nervosität fällt ihm der Plastikbeutel mit dem Koks ins Klo. Er natürlich mit seinen Griffeln voll den Griff ins Klo gemacht, um nach dem Koks zu fischen. So, pass uff, bleibt ihm sein Arm da drin stecken, wa.«

»Echt, haha, der Heini, dass gönn ich dem.«

Bei dem ziegenähnlichen Gelächter erstarrte der Körper von Samuel Theodor Binockerl vor Ekel und mit Wehmut dachte er an vergangene Zeiten zurück - das war hier mal eine ansprechend großbürgerliche Gegend mit Esprit - vor der Invasion der Barbaren, in einem vergangenen goldenen Zeitalter der Intelligenz, weit jenseits dieser verblödeten Gegenwart.

»Also, er zerrt wie irr an seinem Arm, aber sein Scheißarm scheint mit dem Klo verwachsen, er bekommt ihn absolut nicht raus, Mann. Da hat er aber ein Problem, der Josch, und er schwitzt, überlegt was er tun soll, und so. Na jedenfalls bleibt ihm nichts übrig, als nach dem Zugpersonal zu schreien. Allerdings können die ihm auch nicht helfen, sein Arm bleibt mit der Metallschüssel verwachsen. Die müssen den Zug anhalten und die Feuerwehr holen. Die ganze Strecke wird gesperrt und ne Menge Züge müssen umgeleitet werden. Die Feuerwehr hat ihn jedenfalls mit dem Schneidbrenner aus der Metallverriegelung raus geschnitten, nach drei Stunden. Hat dem Josch ne Menge Brandnarben eingebracht und 15 Monate Bau. Aber der Clou, Alter, die Bahn drückt ihm auch noch die Kosten wegen der Umleitung aufs Auge.«

Ein Lachen wie aus dem Neandertal, ein rülpsartiges Geräusch, ein Türknallen und Schritte auf dem Straßenpflaster über ihm und Binockerl war zu mindestens von seinen akustischen Qualen erlöst. Der Bann erhielt sich jedenfalls aufrecht, niemand fühlte sich frei genug den Keller aufzusuchen. Irgendein siebenter Sinn veranlasste die Mieter, sich im Keller nicht auf eine Konfrontation mit Samuel Theodor Binockerl einzulassen. In

dem Falle der beiden Dussel soeben hätte es ihn auch Überwindung gekostet, sich einen von denen zu schnappen.

Berlin im Jahre 1936

Binockerls Beharrlichkeit auf Gerechtigkeit war sehr viel größer als seine Ängste vor den Nazis. Karl Eduard Ginster hatte ihm soeben die Knorpel- und Knochenkonstruktionen seiner schönen Nase zerschlagen und davor hatte ihn ein Stiefeltritt die Vorderzähne gekostet, an die Beschaffenheit seiner Hoden mochte Binockerl nicht denken. Wie bei einem Erdbeben kam der Schmerz in kurzen abrupten Schüben und erschütterte seinen Glauben an den Menschen. Aus einer Blutblase vor seinem Mund ploppte ein: »Ihr Nationalsozialisten bekommt auch noch, was ihr verdient« mitten ins schmissvernarbte Arierantlitz von Karl Eduard Ginster, der sich eine blutverschmierte lederbehandschuhte Hand an eines seiner Nasenlöcher hielt und Binockerl seine Antwort rotzte. Eines der Gestapo-Helferlein lachte und sagte noch: »Der Jude wird es nicht mehr erleben, ob seine Prophezeiung zutrifft.«

Sie waren zu Fünfft in die Weserstraße gekommen und die Nacht hatte ihr Kommen getarnt. Ihre Kleidung war ein Signum des Böartigen, dunkle Ledermäntel, schwarze Hüte, dazu vernunftentleerte Gesichter, vom Hass verzerrt und sie hatten ihr obligatorisches Markenzeichen am Ärmel. Am 24. April 1936 war Samuel Theodor Binockerl in ihren Aktionsradius geraten, zwei Tage vor seinem siebenundvierzigsten Geburtstag. Ludwig Wittgenstein hatte soeben seine Ferien in Frankreich beendet und

war zu einem neunmonatigen Aufenthalt nach Norwegen aufgebrochen. Im Grunde hatte Samuel Theodor Binockerl es geahnt, dass so etwas geschehen könnte. Dabei waren die Möglichkeiten, Berlin beizeiten zu verlassen, gegeben, er aber konnte sein Haus nicht im Stich lassen.

Es war gegen halb zwei, der Regen klopfte sachte gegen das Dach und sein Blut tropfte auf den Holzboden des Dachgeschosses einen begleitenden Rhythmus. Auf dem Dachboden befanden sich Karl Eduard Ginster, Samuel Binockerl, vier schattenhafte Gestapo-Schergen, ein Denunziant, eine tote Maus, etwa 15 verstaubte mumifizierte Motten, ein verlassenes Wespennest, eine Kiste mit Liebesbriefen, die irgendein zu schüchterner Mensch niemals verschickt hatte, ein Stuhl und ein Strick, ansonsten nur Raum und Brutalität. Auf dem Boden mäanderte Binockerls Blut durch die Staubschicht, verklumpte hier und da, beizte das Holz dunkelbraun. Sie packten ihn, zwangen ihn auf dem Stuhl zu stehen und verknoteten seinen Hals mit dem Strick, der im Gebälk von seiner letzten Minute zeugte. In seinem Kopf herrschte noch Leben, unter dem Rippenbogen aber war Binockerl schon wie Staub. Als der Stuhl unter seinen Füßen weggezogen wurde und Newtons Gesetz mit aller Macht auf ihn einwirkte, ihm das Genick brach, war Binockerl für einen kleinen Moment erstaunt, dass mehr als nur Körperflüssigkeit durch diverse Ausgänge seinen Körper verließ. Ihm war so als plumpste er durch ein Korsett aus Körpergewebe einfach in einen urstofflichen Zustand hinein. Die Luft um Samuel Binockerl schien zu zittern. Für einen kurzen Moment sah er sich dort im Dachgebälk hängen und er hing außerhalb seines Körpers am Strick wie ein zartes

Kleidungsstück aus allerfeinster Gaze an der Wäscheleine. Binockerl sah auch die Ansammlung debiler Brutalität, die sich um seinen Körper zur Totenwache versammelt hatte. Und war empört. War empört wie nie zuvor in seinem Leben. Ginster berührte seine Hand, offensichtlich wollte er seinen Goldring an sich nehmen. Aber der Körperkontakt funkte und verästelte elektronische Entladungen tanzten auf seinem Körper erst Polka, danach den sterbenden Schwan und mit einem Male spürte Binockerl Bewegung in sich aufkommen, er konnte spüren wie etwas an ihm zerrte und zog und er sah wie er von Ginster wie Zigarettenrauch eingesaugt wurde, er vollkommen in Ginster verschwand. Er war jetzt in ihm, im Körper seines Mörders und der Raum bekam seine Normalität zurück. Binockerl sah, dass sich die anderen Kollegen zu langweilen begannen.

»Mir ist langweilig«, sagte eines der Helferlein.

»Jetzt nicht mehr«, sagte Binockerl mit der Stimme von Karl Eduard Ginster und schoss dem Mordkollegen mit einer Luger P08 durch die Milz. Eine groteske Operette an hysterischen Schreien begleitet von Schüssen beschallte den Dachboden eine knappe Minute lang. Dann war es still. Dann war es sehr still. »Siebentens: Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen!«, dachte Binockerl in Ginsters Körper und so schwieg er einfach und ging in seine Wohnung im vierten Stockwerk zurück, um sich das Blut aus dem Gesicht zu waschen.

Berlin im Jahre 1975

Es dauerte nicht allzu lang, bis sich für Samuel Theodor Binockerl das Staunen dekonstruierte und sich zu einer

hundertprozentigen Alltäglichkeit neu zusammensetzen ließ. Was in jener Nacht genau geschah, konnte er sich nicht erklären, aber dafür waren die Köpfe seiner Wirte die reinsten Fundgruben an absonderlichen Erkenntnissen. Er hatte ja vorher überhaupt keine Vorstellung davon, was sich dort alles versteckt hielt. Die meisten Menschen schämten sich ihrer Gedanken und schwiegen sich darüber aus. Für Binockerl war seine neue Seinsform so etwas Ähnliches wie der Besitz einer Privatbibliothek über die Abseitigkeiten des menschlichen Denkens. Durch einen seiner Wirte wusste er beispielsweise alles über die komplizierte Technik der Schrumpfkopferstellung. In einem anderen Wirt schlummerte die revolutionäre Idee einer vollkommen neuen Art der Energiegewinnung, die allerdings in den falschen Händen unter Umständen auch eine Katastrophe für die Menschheit bedeuten konnte und so war es diesem Wirt unter Binockerls bescheidener Mitwirkung beschieden, zum Segen der Menschheit Hausmeister zu bleiben und seine Erfindung ad acta zu legen. Samuel Binockerl gefiel seine neue Seinsform jedenfalls sehr gut. Er wühlte im Gedächtnis anderer Leute, betrieb dort philosophische Untersuchungen, konnte über einen Körperkontakt seine Wirte wechseln wie es ihm beliebte und hatte so Zugang zu allen Wohnungen seines Hauses und somit die Vollkontrolle über alle Belange der Pflege seines Bauwerkes. Binockerl pflegte sich selbst höchst ironisch den Hausgeist der Weserstraße 13 zu nennen.

Samuel Binockerl war auch nicht ganz unbeteiligt an dem mysteriösen Tod von Karl Eduard Ginster. Binockerl hatte bereits nach noch nicht einmal 12 Stunden mehr als genug von dem primitiven Geistespotential seines Wirtes und dessen

Rassenwahn, der irreparablen Indoktrinierung, der psychopathischen Aggressivität und dem daraus resultierenden Zwang zu sadistischen Handlungen. Und so war er der Grund, weshalb Karl Eduard Ginster im Schlaf in lautes Lachen ausbrach. Ginsters Ehefrau Eva versuchte zwar ihren Mann verzweifelt zu wecken, aber Ginster kicherte sich ohne Unterlass einem tausendjährigen Himmelreich entgegen, bis sich seine Atmung krampfartig verabschiedete. Der Arzt, der den Totenschein unterzeichnete, hatte nicht die geringste Erklärung für diesen ungewöhnlichen Todesfall, zumal Ginster ein kerngesunder Mann war, aber er war auch nicht gerade eine Koryphäe seines Berufstandes, wie Samuel Theodor Binockerl nach dem Körpertausch in den Tiefen des Gehirns schnell herausfand.

Ich möchte jedoch nicht verschweigen, dass die Anwesenheit des Herrn Samuel Theodor Binockerl in seinen Wirten auch diverse Unannehmlichkeiten mit sich brachte. Das Eindringen selbst war für den Wirt mit einer achtstündigen Fieberattacke verbunden und beim Austreten erlitt der Wirt einen heftigen Anfall von Oniomanie, krankhafter Kaufwahn befiel die bedauernswerten Opfer und nicht wenige ruinierten sich innerhalb einer Woche mit teuer erworbenen Besitztümern, für die sie keinerlei Verwendung hatten.

Binockerl war über jeden Zweifel erhaben, er war sich absolut sicher, dass die Wirte nicht den geringsten Verdacht hatten, was mit ihnen geschah. Aber einer der Sätze, die halten, was sie versprechen, lautet: *»Irren ist menschlich«*. Nun gut, man könnte sich darüber streiten, ob die neue Seinsform des Samuel Theodor Binockerl noch als eine menschliche zu klassifizieren wäre. Aber eine Tatsache war es, Samuel Theodor Binockerl irrte sich ganz

gewaltig, und so sollte er eine lange Zeit ohne Freude an seiner Existenz verbringen. Der entscheidende Fehler lag darin begründet, seine Wirte insgeheim zu unterschätzen. Und in Miroslav Blaschkowitz bekam Binockerl einen Wirt, der sein Schicksal maßgeblich beeinflussen sollte, denn Blaschkowitz wusste sofort, dass diese achtstündige Fieberattacke keineswegs von seinem Kuss auf die Handfläche des Fräulein Ziesecke herrühren konnte. Und nachdem sich dann schließlich Fräulein Ziesecke, eine ausgesprochen sparsame, junge, höchst reizvolle Person, nach seinem wagemutigen Kuss in ihren finanziellen Ruin stürzte, war Blaschkowitz Misstrauen geweckt. Er hörte in sich hinein und war sich eigentlich ziemlich sicher, nicht mehr Herr im eigenen Körper zu sein. Blaschkowitz vermutete, dass er von einem Geist besessen war. Und als ein Mensch, der schon seit Jahren unter Schlaflosigkeit litt, beschäftigte der Herr Blaschkowitz Samuel Binockerl ohne Unterbrechung. Binockerl benötigte hingegen seine fünf Stunden Schlaf für die notwendige geistige Frische sich in den Wirtskörpern zu Recht zu finden. Mit weniger eigensinnigem Stolz hätte sich Binockerl dazu entscheiden können, den Wirt zu wechseln, aber Blaschkowitz Widerstand weckte seine Ambitionen, nicht klein begeben zu wollen und außerdem führte der dauernde Schlafentzug bei Binockerl zu einer unüberlegten Trotzreaktion. Und was Blaschkowitz betrifft, er war nicht nur ein sehr selbstreflexiver Mensch und begabter Chemiker, er konnte sich auch einer fast schon unmenschlich zu bezeichnenden Trinkfestigkeit rühmen. Dagegen hatte Samuel Binockerl in seinem ganzen Leben noch niemals auch nur einen Tropfen Alkohol angerührt.

Blaschkowitz hatte also eine Ahnung davon, in sich einen Gast zu haben und entschied sich für einen Exorzismus der besonderen Art: er war es gewöhnt Verunsicherungen mit exzessiven Alkoholgenuss zu bekämpfen. So kam es, dass Samuel Theodor Binockerl nach der zweiten Flasche polnischen Wodkas gänzlich hilflos war. Blaschkowitz spürte diese aufkommende Schwäche der Geistererscheinung in ihm und machte sich eifrig ans Werk sich von dem Plagegeist zu befreien.

»Hab ich dich«, lallte er, torkelte in sein Zimmerchemielabor, bewaffnete sich mit einer Eigenrezeptur an chemischen Duftstoffen, schwankte die Treppe hinab in den Keller, betrat den dunklen Raum mit der schweren Stahltür, in dem einst die Kohlen gelagert wurden und kotzte sich dort Samuel Theodor Binockerl in drei energischen Schüben aus dem Leib. Und eine der Kotzfontänen schwemmte eine Kellerrassel, die soeben dabei war ein wenig Staub zu genießen, hinweg. Instinktiv rollte sie sich zu einer Kugel zusammen und überlebte diese unappetitliche Sintflut auch, wurde jedoch mit Samuel Binockerl quasi schwanger.

Stunden später sollte Binockerl aus einer Alkoholvergiftung erwachen und diesmal war er es, der von Fieber geplagt wurde. Außerdem fühlte er sich reichlich beengt und spürte sofort, dass etwas absolut nicht stimmen konnte, denn in dem neuen Wirtskörper war nichts zu finden, worin er gedanklich hätte stöbern können. Nein, da war nichts, nichts außer Rauschen, hin und wieder von Signalen unterbrochen, die er weder verstehen noch deuten konnte. Sein Blickwinkel hatte sich drastisch verändert, sein Bauwerk, sein Lichthaus verfügte plötzlich über Dimensionen, die einfach nur gigantisch waren. Er versuchte sich

aufzurichten, doch das Knacken, das an sein Gehör drang, erschrak ihn zutiefst. Und was er später nie in Erfahrung bringen konnte, war die eigentliche Ruhmestat des Miroslav Blaschkowitz. In wohlweißlicher Überlegung hatte er den kompletten Keller mit einem von ihm selbst hergestellten chemischen Duftstoff imprägniert, der jede Form von Lebewesen veranlasste, schleunigst das Weite zu suchen, einem Duftstoff übrigens, der mit veränderten chemischen Baustoffen und kunstvollen Verbindungen sowohl zur Bekämpfung von Heuschreckenplagen wie auch zur Absicherung von Kinderspielplätzen gegen psychotische Kampfhunde eingesetzt wurde und Blaschkowitz zu einem reichen Mann machte, der leider viel zu früh an Leberzirrhose verstarb.

Also war der chemische Duftstoff der Grund, weshalb sich nie jemand in den abgesicherten Kellerraum verirrt und Binockerl selbst war es auch nicht möglich den Raum zu verlassen. Er kam an der Stahltür nicht vorbei und der Raum hatte zwar ein schmales Fenster, aber dort hatte Blaschkowitz ganz perfide eine Insekten-Klebefalle aufgestellt, der Binockerl klugerweise aus dem Weg ging. Und so rauschte die Zeit im Kellerkerker dahin und nährte Binockerls Unglück eine kleine Ewigkeit.

Berlin im Jahre 2004

Da ich mit meinen eigenen Worten den Anfang dieser Geschichte bereits bereicherte, ist es nur recht und billig, mich am Schluss dieser Geschichte ebenfalls wieder einzumischen. Denn nun, da wir eiligen Schrittes dem Ende dieser, zugegeben, fantastischen

Geschichte entgegenzulegen, möchte ich Ihnen nochmals auf das Eindringlichste anvertrauen, das alles wirklich wahr ist. Vielleicht stellt sich Ihnen die Frage, wie ich so überzeugt davon sein kann. Nun ja, dem ist so, da es mich persönlich betrifft. Ja, so ist es. Ich bin, wenn Sie so wollen gezwungen worden, unter keinen Umständen zu diesen höchst eigenartigen Vorgängen zu schweigen. Und um ganz ehrlich zu sein, ich persönlich hätte mir viel lieber etwas ausgedacht, was ich Ihnen zum Lesen anbiete. Ich möchte Sie ja nicht langweilen und falls Sie die Zeit noch erübrigen können, erzähle ich Ihnen gerne, wie ich in diese Angelegenheit, in diesen Fall Samuel Theodor Binockerl verwickelt wurde.

Nach längeren Schreibphasen bevorzuge ich es, mich gerne ein wenig beim Spaziergehen zu entspannen. Auf einem dieser Spaziergänge, die immer vom Frankfurter Tor durch die Simon-Dach-Straße über die Modersohnbrücke in Richtung Görlitzer Park, zum Landwehrkanal ihre Stammroute haben, hatte ich nicht unwichtige Post von meinem Verleger bei mir. In diesem Brief hoffte ich eine positive Antwort bezüglich einer zukünftigen Romanveröffentlichung zu erhalten, allerdings hatte ich mich dazu entschlossen, den Brief später in meiner Wohnung zu lesen, nach Beendigung meines Spaziergangs. An jenem Tag, der mir den obskuren Fall Binockerl offenbarte, war es ein wenig stürmisch, zudem hatte ich entgegen meiner Gewohnheit einen anderen Weg eingeschlagen und mich im Neuköllner Kiez dabei leider verlaufen. Darüber ärgerte ich mich dermaßen, dass ich es plötzlich für eine gute Idee hielt, den Brief sofort zu öffnen, denn sollte darin eine Absage formuliert sein, der schon vorhandene Ärger hätte immerhin einen berechtigten Grund,

wohingegen bei einer Zusage... sie verstehen schon. Leider blies mir der Wind diesen Brief aus der Hand und verwehte ihn in eine Kelleröffnung hinein. Zum Glück war das Haus in einem desolaten Zustand, so dass die Eingangstür nicht verschlossen war. Und obwohl ich mich sehr überwinden musste, in diesen doch recht unfreundlich anmutenden Keller hinab zu steigen, war die Neugierde auf die Antwort meines Verlegers einfach größer. Und wie ich mich schließlich bücken möchte, um den Brief aufzuheben, der nicht ganz unerheblich meine Zukunft gestalten konnte, fällt mir etwas Insektenhaftes hinten in meinen Mantelkragen hinein. Eine Kellerassel um genau zu sein. Den Rest können Sie sich sicher denken, will ich mal vermuten.

© Andreas B. Vornehm 2004

FAHRSTUHL DER ZEIT

Ich komme zurück zu dem Haus, wo ich meine ersten sechs Lebensjahre verbracht habe. Der Putz rieselt von den Backsteinmauern. Einige Spinnen haben ihre Netze gespannt. Andere gehen mit Jagdwerkzeugen, die ihnen aus dem Kopf ragen und hornbewehrten Kauleisten voller spitzer Fangzähne auf die Jagd nach Milben und Käfern, die sich im bröckelnden Mauerwerk eingenistet haben.

Die Fliesen im Eingang sind ausgetreten. Farbe blättert von den Fensterrahmen. In die Wasserleisten ist Bläue gekrochen, hat sich fest gesetzt, wartet auf mich und den Pinsel wie vor 15 Jahren, hämisch grinsend, weil ich wieder ohne Malerwerkzeug gekommen bin, ohne Farbe. Das graue Holz lüstert in der Erwartung, sich an der Oberfläche mit der Farbe zu paaren und dort mit ihr in mehrjährigen Hochzeitsschlaf zu verfallen. Nach Jahren, wenn das Wetter Risse in die schützende Lackschicht gesprengt hat, langsam und leise, so ganz ohne großen Knall, ist es vorbei mit dieser Ehe. Die Holzwürmer lächeln hämisch. Das Knacken des Holzes unter ihren Kiefern kann ich hören. So still ist es hier, ganz ohne Geräusch, als habe der Tod Besitz von den alten Mauern ergriffen.

Die Bläue hat Zeit. Die Pilze als Verbündete, wartet sie schon lange, zu lange, wartet darauf, dass es zu spät ist. Wartet darauf, das Holz endgültig zu fressen, bis Fensterkitt als feiner Staub vom Regen davon gespült wird und die Scheiben auf dem Gehweg zerschellen. Und wenn Scheiben zerschellen, lachen Holzwürmer, bis der Hall sich in meinen Gehörgängen festgesetzt hat.

Ich zucke die Achseln: »Jetzt bloß nicht versinken in meiner Geschichte. Im Sommer komme ich. Ich werde das Holz mit neuem Lack bedecken, die Würmer in Farbe ersäufen. Eine neue Hochzeit, ganz in Weiß, Seidenglanz, und ein Massengrab für die Schädlinge.«

Die alte Eichentür öffnet sich knarrend, vor einigen Jahren in tagelanger Arbeit mühevoll restauriert. Sobald die eiserne Klinke

herunter gedrückt ist und der schwere Flügel aufschwingt, steige ich in den Fahrstuhl der Zeit. Er ist alt wie das Haus. Die eisernen Gitter schließen sich quietschend hinter mir.

Im Flur riecht es muffig, nach Last und Verderben. Die Kabel hängen schlangengleich aus den Wänden. Lange, dünne Reptilien, giftige Gewinde starren mich mit kupferfarbenen Zähnen an. Ziegelrot und grau die Kacheln am Boden, staubbedeckt bis zum Hinterausgang. Der Hof, so grün, bewuchert von meterhohem Unkraut. Das Hinterhaus neigt sich den Nachbarn zu, Jahr für Jahr schwächer werdend, schwankend unter der Last löchriger Ziegel, durch die das Wasser tropft. Holzwürmer kichern in Dachbalken. Dann rieselt Holzmehl zu Boden, in kleinen Wölkchen, die von der Nässe gefressen werden. Spinnen und Würmer, Larven und Puppen mahlen Fugen zu Staub, den der Regen auf Sandsteinplatten wäscht. Efeu sprengt langsam mit stetigem Druck das Gemäuer.

Im Inneren hat die Hexe gewohnt, gewacht über die Stiefel des Soldaten, meines Großvaters, die Stiefel und Gamaschen aus dem Krieg von 14/18. Ich höre das Klackern der Absätze marschierender Soldaten. Doch das Gummi der Gasmaske ist gebrochen, im Helm steht trübe Brühe, stinkend voller Bakterien, die das Leder genießen. Ein Bastkorb voller Schlüssel, für die sich keine Schlösser finden. Gurkengläser, Tonkrüge, vor Jahrzehnten gefüllt im Herbst, schauen stumpf in trübes Licht hinter zerrissenen Gardinen aus Spinnweben. Die Stufen knarren. Die Verwesung des Lehmputzes dampft muffig pilzig in die niedrigen Räume.

So stehe ich, drehe mich langsam zum Hinterausgang, gehe zurück in das Wohnhaus und lege den Hebel des Fahrstuhls um. Meine Knie knicken ein. Mit einem Ruck setzt er sich in Bewegung, nach unten, obwohl ich den Hebel auf Eins gestellt hatte, in den ersten Stock wollte, wo die Glastür mich von unserer Wohnung, dem Kinderzimmer trennte, was ich mit meiner Schwester bewohnte. In meinem Kopf ächzt und knarrt der parkettbelegte Boden der elterlichen Wohnung. Doch unten, da ist nix. Es gibt keine Keller in dieser Gegend.

Vor Jahrhunderten war hier Sumpf. Seit Generationen kam die Weser nach Schneeschmelze und Frühjahrsregen bis an die zweite Stufe vor der Haustür, wenn die Menschen Glück hatten. Mein Vater schleppte Sandsäcke zum Eingang. Die großen Jungs wateten durch das Wasser, stakten stehend in hölzernen Mollen vorbei, in denen zum Winter die Schweine gepökelt wurden. Ich stand im Eingang und schaute zu, wie das braune Wasser in der Straße immer höher stieg, wie die Menschen in der Brühe herumwateten und Sandsäcke schleppten. Ruhig, fast behäbig schritten sie durch die Weser, die in die Stadt eingedrungen war, die Kanalisation geflutet hatte und nun die Straßen in Besitz nahm.

Der Fahrstuhl stoppte. Die eisernen Türgitter öffneten sich. Ich war tief unter der Erde. Kälte und Feuchtigkeit drangen durch Hemd und Hose bis unter meine Haut. Ein Gang, notdürftig von schwachen Glühlampen hinter staubigen, gläsernen Abdeckungen beleuchtet. Er saugte mich hinein in sein Innerstes, das von Kalk und kleinen Stalaktiten bedeckt war.

Eine kalte, feuchte Hand hatte mich gepackt, meinen Rücken gebeugt und zog. Immer schneller ging es voran. Mein Kopf schlug mehrmals gegen die Decke, brach Kalkzapfen ab, wirbelte schlenkernd weiter, während die Beine sich wie von selbst bewegten, die Füße rutschten, ausglitten auf dem Boden voller Algen, Moos, Schimmel, voller Schnecken und Kriechtiere ohne Augen, bis ich im Brei dieser Unterwelt lag und weiter rutschte. Ich versuchte, mich fest zu halten, streckte die Hände nach den Wänden aus. Die Finger rutschten ab, Fingernägel knicken, die wunden Kuppen schnellten über die feucht glitschige Oberfläche.

Dann wurde es wärmer. Meine Rutschpartie in die Eingeweide unterhalb meines Elternhauses war zu Ende. Mühsam schwankend stand ich auf, blickte mich um. Die Wände glänzten unter feuchtem Schimmer. Schwarzer Schiefer, typisch für diese Gegend, wenn der saftige Mutterboden, der Lehm darunter abgetragen worden war. Es wurde hell, ohne dass eine Lampe zu entdecken war. Ich bog wankend in einen Gang ein. Es zischelte und fiepte in meinen Ohren. In Sturzbächen rann kalter Schweiß aus meinen Achselhöhlen. Deutlicher nun konnte ich unterschiedliche quiekende Stimmen unterscheiden. Mit einem Hemdsärmel wischte ich den Schweiß aus meinen tränenden Augen. Der Geräuschpegel schwoll an und wurde unerträglich, als ich um die Ecke des Ganges blickte.

In einer riesigen Grotte mit sakral anmutenden Seitenwänden stand ein Sessel, der dem Thron eines Maharadschas glich. Darauf saß ein alter Mann, den ich schon einmal gesehen hatte. Doch ich wusste weder wo noch wann. Um ihn herum liefen, dösten, schliefen hunderte von Ratten.

Ratten waren die Schädlinge der Orte an der Weser. Im Mittelalter hatte sich so mancher Rattenfänger eine goldene Nase verdient. Zwölf Kilometer entfernt liegt meine Kreisstadt, Hameln. Dort war einer von ihnen leer ausgegangen. Der Bürgermeister hatte ihn betrogen. Dafür nahm er der Sage nach allen Einwohnern ihre Kinder. Nur ein hinkender Junge und ein blindes Mädchen blieben zurück. Sie waren zu langsam gewesen, als sich der Berg schloss und weder Kinder noch Rattenfänger wurden jemals wieder gesehen.

Ratten! Ich hatte Laborratten als Haustiere gehabt, anhänglicher und gelehriger als jeder Hund. Während meiner Schulzeit hörte ich eine indische Rattenfängersage aus Bangalore. Im Frühjahr war ich dann selbst in Indien, im Karni Mata Tempel. Dort, im heißen, staubigen Ostradjasthan, wurden Ratten verehrt und gefüttert. Eine weiße Ratte zu sehen, bedeutet Glück im Leben. Daher besuchen unzählige Hochzeitsgesellschaften aus der Gegend um Bikaner diesen Tempel. Die Ratten sind zahm. Viele von ihnen sehen zerrupft aus, krank. Einigen fehlen Gliedmaßen, ein Auge oder ein Stück Schwanz. Man kann sie streicheln, ohne gebissen zu werden...

Die Ratten hier im Weserbergland sind anders. Die kleinsten von ihnen sind doppelt so lang. Sie wiegen mindestens das Dreifache ihrer indischen Verwandten. Als ich kaum zwölf Jahre alt war, hatte ich eines von diesen Riesenviechern in unserem Bach erstochen. Sie war auf mich zu geschwommen, bis ich die Lanze hob und auf sie einstieß. Eine Kinderlanze mit angespitztem Ende und bunten Verzierungen drang in ihren Bauch. Die Ratte wand sich und schrie, während ich den Stab tiefer in ihre Eingeweide drückte, bis sie sich nicht mehr

bewegte. Das hellrote Wasser sprudelte um meine Beine. Zitternd stand ich in der kalten, aufgestauten Strömung und schwitzte.

Und jetzt hier tief unter meinem Elternhaus wieder dieser Schweiß. In dem Moment, als ich einen weiteren Schritt nach vorn setzte, stellten die Ratten sich auf ihre Hinterpfoten und geiferten mir entgegen. Der alte Mann lächelte mit seinem zahnlosen Mund, aus dem der Speichel in Fäden auf das abgetragene, karierte Flanellhemd und die blaue verwaschene Arbeitshose tropfte. Er trug die gleichen Filzpantoffel wie vor 40 Jahren. »Das ist doch Opa Klose, den wir als Kinder immer geärgert haben«, schoss es mir durch den Kopf. »Opa Klose«, rief ich laut. »Was machst du denn hier?«

In dem Moment, als ich die Frage stellte, begann der Raum sich zu drehen. Die Ratten flogen auf mich zu. Ich schrie, doch ich konnte mich nicht bewegen, nicht einmal die Arme schützend vor mein Gesicht legen.

Kurz bevor die erste Ratte in mein Gesicht flog, spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. »Hey, Stefan, was ist denn los?« Langsam öffnete ich die Augen: »Opa Klose, Opa Klose, hat drei Kötel in der Hose«, murmelte ich.

Vor mir stand Hilde, meine alte Nachbarin, die mir, als ich noch nicht einmal richtig Laufen konnte, immer Spaghetti gekocht hatte und schüttelte den Kopf. Sie wohnt noch immer in der Wohnung gegenüber von dem »alten Haus«. Ich saß auf den Stufen vor der Haustür und blinzelte in die Sonne. Da war keine Ratte, kein Gewölbe, kein Ungeziefer, nur die lächelnde Hilde: »Stefan, was ist denn los? Wieder schlecht geträumt? Na ja, du hattest schon immer eine blühende Fantasie.«

Ich rieb mir die Augen, glitt langsam zurück. Sie hatte mich aus dem Sog des Fahrstuhls gezogen. Und während ich an die Geschichten dachte und in Hildes lächelndes Gesicht schaute, vergaß ich das Gewölbe, die Ratten und die Ängste meiner Kindheit.

© Stefan W. Thielke 2006

SCHÖNER WOHNEN

Frederike wohnt in einem der letzten unsanierten Häuser im Friedrichshain. Das Kohlen schleppen, im Winter ist zwar ätzend aber sie betrachtet den saisonalen Weg vom Keller in die zweite Etage, in der ihre Wohnung liegt, als körperliche Ertüchtigung und verzichtet deswegen in den Wintermonaten auf sportliche Aktivitäten. Nur in einem langen Winter kann es am Ende vorkommen, dass sie auf das Heizen und auch auf die Bewegung ganz verzichtet und den Tag im wärmenden Bett verbringt. Dafür ist die Miete bezahlbar und im Moment ist Sommer, die winterlichen Anstrengungen sind dem sonnigen Charme ihrer Wohnung gewichen.

Frederike springt die Treppen hinunter, will in den Park, das schöne Wetter genießen. Das kann sie sich leisten, denn sie ist arbeitslos.

Im Hausflur, bei den Briefkästen steht Herr Cherek, ein alter Mann, der direkt unter Frederike wohnt. Er lebt schon über dreißig Jahre in diesem Haus und seine Wurzeln haben sich fest in den Räumen seiner Wohnung verankert. Und im Gegensatz zu den anderen Nachbarn hat er sich noch nie beschwert, wenn Frederike ihre Trommeln im Haus erklingen lässt.

Er hält einen Brief in Händen und liest ihn mit bekümmertem Blick.

»Schlechte Neuigkeiten?« grüßt Frederike fragend.

»Allerdings«, antwortet er, sieht sie zweifelnd an und hält ihr das beschriebene Blatt Papier unter die Nase. Es ist eine Sanierungsankündigung für das Haus.

»Da brauche ich meinen Briefkasten ja gar nicht erst öffnen.« Entfährt es Frederike bestürzt. Die Aussicht auf Luxus hat sich für sie nur allzu oft, als Nepp oder als Unerschwinglich herausgestellt. Trotzdem will sie ihrem Nachbarn Mut machen.

»Für sie, Herr Cherek ist das doch nicht das Schlechteste. Wenn sie keine Kohlen mehr schleppen, müssen sie auch nicht mehr so oft auf dem Treppenabsatz verschnaufen.«

Dort, auf dem Treppenabsatz vor Herrn Chereks Wohnung gibt es einen Stuhl und Pflanzen, die zum Rasten einladen, denn er ist, wie gesagt, ein alter Mann und nicht mehr gut zu Fuß.

»Du bist ein gutes Kind.« Auf Herrn Chereks Gesicht zeigt sich ein väterliches Lächeln. »Aber der Vermieter war letztens bei mir

und hat mir nahe gelegt, ich solle mich um neuen, meinem Alter gerechten Wohnraum kümmern.«

»Hat der seine soziale Ader entdeckt?« In Frederikes Bestürzung mischt sich Erstaunen.

»Nein, soweit ich das verstanden habe«, erklärt Herr Cherek resümierend, »ist ihm die mögliche Mieterhöhung bei meinem alten Mietvertrag nicht hoch genug. Und ihn stört mein Stuhl im Treppenhaus. Er meint, ich würde damit das Treppenhaus, wie Wohnraum behandeln, ohne dass ich dafür Miete zahle. Da werde ich wohl nicht viel unternehmen können.« Mit einem tiefen Seufzer verabschiedet er sich von Frederike.

Sie geht in den nächsten Park, kann die Sonne aber nicht richtig genießen denn sie muss ständig darüber nachdenken, wie der Rausschmiss des Nachbarn zu verhindern sei und ob sie nicht ähnliches erwartet.

Immer noch grübelnd, geht Frederike am Abend wieder nach Hause. Auf dem Weg trifft sie Herrn Weber, auch ein Nachbar aus dem Haus. Er wohnt noch nicht lange dort und hat sich auch noch nicht wegen ihrer Musik beschwert. Deswegen grüßt sie ihn freundlich und da er mit Koffern bepackt ist, passt sie sich, seinem Tempo an.

»Guten Tag! Kommen wohl von weit her?«

»Das kann man sagen. Ich war in Lateinamerika.«

»Ah, Urlaub? Muss schön sein dort.«

»Ja, ist es. Aber ich fahre nicht nur der schönen Landschaft wegen dahin. Ich bin Entomologe.«

»Entomologe? Sagt mir nichts. Nach was suchen sie denn da?«

»Ja, grundsätzlich nach Insekten aber ich habe mich auf Kakerlaken spezialisiert.«

»Kakerlaken.« Unwillkürlich muss sich Frederike schütteln.
»Möchte ich nicht in meiner Hosentasche sammeln.«

»Sie sind präpariert, wenn sie in meine Sammlung kommen. Aber hier in Mitteleuropa gibt es sowieso nur vier Kakerlakenarten. Ganz schön arm die Gegend, wenn man bedenkt, dass es weltweit 3500 davon gibt.«

»Das ist natürlich ein Grund, die Erde zu bereisen. Bei mir reicht das Geld leider nicht mal, um bis zur Ostsee zu kommen.«
Sie haben das Haus erreicht und gehen die Treppe hinauf, vorbei an Herrn Chereks Stuhl.

»Musst du dir einen Job suchen, wenn du große Sprünge machen willst.«

»Ach, ich habe immer Stress mit den Chefs oder den Kollegen. Ist wohl besser, wenn ich mich auf die Nachbarschaftshilfe bei Herrn Cherek konzentriere.«

Sie stehen vor der Wohnungstür und hören den alten Mann fluchen.

»Ich glaube ich Klingel mal«, sagt Frederike, »hört sich gar nicht gut an.«

Die Tür öffnet sich und Herr Cherek steht, völlig Fassungslos vor ihnen.

»Was ist denn los?« fragt sie besorgt.

»Ungeziefer, ich habe Ungeziefer in meiner Küche. Das hatte ich noch nie, weiß gar nicht, wo die her kommen« keucht er „Ich putze doch jede Woche gründlich.«

»Lassen sie doch mal sehen.« Sagt Herr Weber stellt seine Koffer ab und geht zielsicher in Herrn Chereks Küche.

»Beruhigen sie sich Herr Cherek.« Redet Frederike auf den verzweifelten Mann ein. »Sicher haben sich die Tiere durch den Luftschacht aus der Kneipe unter ihnen, hier rauf verirrt.« Sie folgen Herrn Weber in die Küche. »Aber seltsam ist es schon, dass die ausgerechnet jetzt auftauchen, da sie ausziehen sollen.«

»Nichts Ungewöhnliches«, sagt Herr Weber, »nur eine Blattella germanica, die deutsche Küchenschabe. Müssen sie unbedingt bekämpfen, bekommen sie sonst nicht wieder los.«

»Ja, danke für die Information, Herr Weber«, Frederike fällt es schwer freundlich zu bleiben. »Das hilft uns weiter.« Aber Herr Weber bleibt gelassen.

»Tja, ich muss dann los aber wenn du mal Lust hast, dir meine Sammlung anzusehen, dann klinge einfach. Guten Tag.« Mit diesen Worten verschwindet Herr Weber und lässt Frederike mit dem alten Mann allein. Sie beseitigen die Kakerlakenleichen und dann verabschiedet auch sie sich von ihm.

Ein paar Tage später, die Nachbarn mit Arbeit sind schon länger aus dem Haus, will Frederike Schrippen für das Frühstück holen. Auf dem Treppenabsatz zu Herrn Chereks Wohnung bleibt sie wie angewurzelt stehen. Was gestern noch eine belebte Oase im kahlen Hausflur war, gleicht heute der Wüste eines Kampfeldes. Der Stuhl, der zur Rast einlud, liegt zertrümmert auf

dem Boden. Ein Poster hängt in Fetzen von der Wand und die Pflanzen liegen zerschmettert auf dem Hof. Sie rennt die Treppe wieder hinauf, zu Herrn Chereks Wohnung, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Ein um Jahre gealterter Mann, der Mühe hat Frederike zu erkennen, öffnet ihr die Tür.

»Geht es ihnen gut? Haben sie schon die Verwüstung im Hausflur gesehen?«

»Ach, du bist es Mädchen«, antwortet der alte Mann resigniert. „Ich habe es noch nicht geschafft, die Überreste zu beseitigen. Ich muss mich erst einmal um mein Küchenfenster kümmern. Das wurde mir heute Nacht auch eingeschmissen.«

»Haben sie denn mitbekommen, wer das war? Sie müssen das zur Anzeige bringen.«

»Ich weiß nur«, erklärt der Alte tonlos, »dass ich die Reparatur des Fensters bezahlen muss. Ich glaube auch nicht, dass sich die Polizei für diesen Fall interessieren wird. Wer macht so was bloß?«

Frederike bietet ihm an, mit dem Fensterrahmen zum Glaser zu gehen. Er nimmt das Angebot dankend an aber ihr fehlt sein Lächeln, das ihr sonst so oft einen aufmunternden Blick, auf den Weg mitgab.

Zurück vom Glaser begegnet sie wieder Herrn Weber. Ihn scheint der Alltag schon wieder eingeholt zu haben, denn Frederike hat Mühe mit ihm Schritt zu halten.

»Na, machste dich nützlich?« begrüßt er sie. Frederike überhört diese Spitze, erzählt ihm was vorgefallen ist und äußert die Vermutung, dass die ganzen Zwischenfälle etwas mit der Sanierung zu tun haben könnten. »Wer außer dem Vermieter

würde sich an diesem alten Mann stören?» fragt sie abschließend. Herr Weber hat ruhig zugehört und sagt sie solle ihn später am Abend besuchen. Er will sich informieren.

Frederike setzt das Fenster bei Herrn Cherek ein und sucht nach trostpendenden Worten für den alten Mann.

Danach klingelt sie bei Herrn Weber. Er öffnet die Tür, führt sie in ein Zimmer und lässt sie dort allein. Frederike sieht sich um und obwohl sie nicht besonders ängstlich ist, wird es ihr unheimlich, als hätte man sie in der Gruft, einer lang ausgestorbenen Adelsfamilie zurückgelassen. Das Zimmer ist abgedunkelt und die Wände sind überseht mit Armeen, aufgereihter Insekten. Sie steht gebannt da und wartet darauf, welches der Tierchen sich als erstes bewegen und aus der Reihe tanzen wird. Aber alles bleibt still, bis Herr Weber mit klappernden Tassen und einer Kanne Tee erscheint und Frederike von seinem Wandschmuck ablenkt und daran erinnert, weswegen sie eigentlich hier ist. Er hält einen langen Vortrag über die Rechte der Vermieter und die Pflichten der Mieter und endet seine Rede in dem er ihr mitteilt, dass die einzige erfolgreiche Möglichkeit, die Sanierung zu stoppen oder wirksam mitzugestalten eine geschlossene Weigerung der gesamten Mieterschaft des Hauses erfordert.

Frederike wird hellhörig. Eine geeinte Mieterschaft, das hörte sich nach Revolutionärem an. Sie springt auf, um die Revolution nicht warten zu lassen und obwohl es schon anfängt zu dunkeln, setzt sie sich an ihre Trommeln. Wie erwartet dauert es keine zehn Minuten bis es an ihrer Tür klingelt. Sie spielt noch ein paar Takte um auch den geduldigeren Nachzüglern eine Chance zu geben und öffnet dann erwartungsvoll ihre Wohnungstür. Bis

hierhin klappte alles nach Plan. Aus allen Mietparteien waren aufgebrauchte Gesichter vor ihrer Tür zu sehen. Bevor noch jemand sich mit Worten beschweren konnte, fing Frederike ihre Rede an.

»Ich weiß sie sind empört aber ich habe eine wichtige Mitteilung für sie alle, die meine scheinbare Rücksichtslosigkeit erklären wird.« Sie fängt an, die zu erwartenden Umstände der Sanierung zu erläutern, macht auf die Bedrängungen des Vermieters gegenüber Herrn Cherek aufmerksam und entflammt durch ihre Rede, erklärt sie aus tiefster Überzeugung, dass es in ihrer Macht stünde, in den Händen der gesamten Mieterschaft läge, dem geplanten Wucher und anderen Schikanen Einhalt zu gebieten. Frederike beendet ihre Rede und sieht gespannt die Nachbarn an. Aber die Empörung in den Gesichtern ist nicht gewichen hat sich höchstens mit einem ungläubigen Zweifel gemischt. Langsam werden einzelne Stimmen laut.

»Was geht mich der alte Cherek an?«

»Ich zahle gerne das doppelte an Miete, wenn ich keine Kohlen mehr schleppen muss.«

»Ziehe doch aus und mach woanders Krach.« Endlich lässt die Empörung ein aufgebrachtes Gemurmel entstehen und treibt die Ansammlung wieder auseinander.

Enttäuscht legt sich Frederike in ihr Bett und träumt, sie hätte einen Streit mit dem Vermieter. Die Nachbarschaft umringt sie und feuert den Vermieter an. Da verwandelt sich Frederike in eine Kakerlake und versucht, dem Kreis der brüllenden Riesen zu entfliehen. Gerade sieht sie einen Weg, um zu entkommen, da fällt eine übergroße Schuhsohle auf sie nieder.

Schweißgebadet wacht Frederike am nächsten Tag auf. Sie fühlt sich schwach und will nicht aufstehen. Als sie später die Post öffnet, erkennt sie, dass der Kampf verloren ist. Die Mitteilung über die zu erwartende Mieterhöhung lässt sie endgültig in die Knie gehen. Um das doppelte soll sich die Miete erhöhen. Frederike muss nicht erst lang rechnen, um zu erkennen, dass das ihre Finanzierungsmöglichkeiten völlig übersteigt. Mit dem Schreiben in der Hand hat sie das Gefühl, dass sie nur noch gebeugt gehen und stehen kann.

Es kann sie auch nicht aufrichten, als Herr Weber ihr erzählt, dass er nach einem nächtlichen Spaziergang, auf dem Hof einen Jugendlichen mit Pflastersteinen gestellt hatte, der zu gab, auch schon in der vorherigen Nacht auf Fensterscheiben gezielt zu haben, da er dafür von einem Mann bezahlt wurde. Die Beschreibungen ließen keinen Zweifel, dass es sich bei dem Auftraggeber um den Vermieter handelte und so war es für Frederike auch nicht verwunderlich, als Herr Weber ihr mitteilte, dass dieser Junge vor einigen Tagen eine Schachtel mit Kakerlaken oberhalb des Lüftungsschachts ausgesetzt hatte. Dieser Zeitraum entspricht ungefähr der Entwicklungsdauer der Kakerlakenlarven, erklärte ihr Herr Weber. Frederike will sich nicht vorstellen, was diese Aussage bedeutet, steigt aber mit einer beunruhigenden Vorahnung die Stufen zu Herrn Chereks Wohnung empor. Herr Weber folgt ihr.

Die Tür ist nur angelehnt. Vorsichtig, wie nach einem Überfall betreten sie die Wohnung, den Namen des alten Mannes rufend. Niemand antwortet, aber aus der Küche sind Geräusche zu

hören. Frederike öffnet die Küchentür und kann sich vor Schrecken und Ekel nicht bewegen. Ähnlich, wie in Herrn Webers Zimmer ist die Küche voller Kakerlaken. Aber jetzt sind sie lebendig, laufen über die Schränke und den Tisch, bilden überall ein unregelmäßiges Muster aus schwarzen Flecken. Mitten in diesem Gewimmel sitzt Herr Cherek auf einem Stuhl, den Ausdruck des Entsetzens im Gesicht und unfähig sich zu bewegen, so dass die kleinen Tiere ungehindert auf ihm umher laufen können.

Frederike überwindet ihren Ekel und geht zu dem alten Mann, um ihn aus seiner unangenehmen Lage zu befreien. Bei jedem Schritt knirscht und knackt es unter ihren Füßen und sie wartet angespannt darauf, dass sich die ersten Tiere auf sie stürzen. Sie versucht den alten Herren aus seiner starren Position zu befreien, er kann sie aber nicht erkennen und murmelt monoton vor sich hin. »Ich muss hier weg. Das ist nicht meine Küche. Ich will hier weg.« Behutsam nimmt Frederike ihn am Arm und redet beruhigend auf ihn ein. »Ja, wir gehen weg hier. Gleich werden wir hier weg sein.« Auf einmal hört sie Herrn Weber rufen. »Stehen bleiben, nicht bewegen. Da! Da ist ein *Periplaneta australasiae*! Die gibt es nur ganz selten!« Ohne noch ein Wort zu verlieren, nimmt Frederike den alten Mann, verlässt mit ihm die Küche, den Treppenflur, das Haus. Und sie wünscht sich, dieses Haus nie mehr betreten zu müssen.

© Lydia Kraft 2006

TÖDLICHE GESPRÄCHE

Betrachtet man das Geschehene aus heutiger Sicht, entbehrt es nicht einem gewissen Witz. Allein die Protagonisten werden darüber nicht lachen, ein Teil ist tot und die übrigen nicht wirklich lebendig. Nur durch die Überlebenden ist heute zumindest das Phänomen bekannt und manche noch nicht geklärten Tode der Geschichte könnten eine Erklärung finden.

Alles begann an einem Dienstagnachmittag.

In der mittelständischen Firma Weber, die Kleinteile für die Autoindustrie herstellt und Zulieferer für diverse große Automarken ist, existierte seit ungefähr zweieinhalb Monaten ein Betriebsrat. Die vier Personen, die sich für die Gründung eines solchen engagiert hatten, trafen sich jeden Dienstag zu einer Koordinierungssitzung. Die letzte hat wohl in etwa so begonnen.

Herr K. und Frau Z. waren bereits anwesend und besprachen intime Details von Herrn T., dem Leiter der Abteilung Innovation. Frau B. und Herr N. verspäteten sich zum wiederholten Mal. Als erster kam Herr N.

»Entschuldigung, doch... Reden Sie über Herrn T.? Na da hab ich ja wieder Sachen gehört! Die neue aus der Buchhaltung meinte, der wäre ihr an die Wäsche gegangen.«

Herr K. und Frau Z. verstummten blitzartig, blickten Herrn T. an und während Frau Z. einen Lachanfall mit tränenden Augen, kreischendem Gegacker bekam, konstatierte Herr K.

»Vermutlich um sie zu durchsuchen, ob sie nicht von der Konkurrenz geschickt wurde. Denn unser Haken 900 ist die

größte innovativste Leistung der Menschheit seit Erfindung des Rades.«

Dabei hatte er sich hingestellt, das Kinn leicht gen Himmel gestreckt und gurgelte im bemühten Hochdeutsch. Die anderen beiden waren hilflos ihren Lachanfällen ausgesetzt. Frau Z. hatte einen hochroten Kopf und bemühte sich ihre Fassung wiederzuerlangen, dabei japste sie nach Luft.

Der Haken 900 hieß in Wirklichkeit Gelenkstift 900 oder Gs 900 und war der neue Verkaufsschlager der Firma Weber. Durch einen kleinen Dreh in sich selbst, war er wesentlich einfacher für die Autobauer einzubauen als der Gs 750. In der Belegschaft verspottete man das Produkt trotzdem. Die Herstellung von Einzelteilen war halt immer etwas Abstraktes.

Inzwischen war auch Frau B. eingetroffen und fand ihre Kollegen erheitert vor.

»Ich nehme an sie reden über Herrn T. und seine neuesten Abenteuer. Der Kleine und die neue aus der Buchhaltung.« Sie hielt inne und lächelte. »Frau P. war heute bei mir und wollte einen Rat. Ich erkundigte mich erst einmal über das Geschehene und, und...« Man konnte deutlich erkennen, wie Frau B. mit sich rang, um nicht laut los zu prusten. Sie gluckste ein paar Mal, hatte tränende Augen, doch dann gewann sie wieder an Fassung.

»Jedenfalls beschrieb sie mir den Vorfall, als hätte Herr T. sie abgetastet...« Weiter kam sie nicht. Alle vier konnten ihr Lachen nicht mehr zurückhalten.

Nach einer ganzen Weile und einigen zusätzlichen Bemerkungen erklärte Frau B.

»Ich habe ihr gesagt, sie möge uns über den Vorfall einen handschriftlichen Bericht mit Unterschrift und Datum geben, ansonsten aber Stillschweigen bewahren. Wir würden mit Herrn T. reden und von unserer Seite eine Verwarnung aussprechen.«

Endlich hatte man es geschafft auf die ernsthafte Seite des Treffens zu gelangen. Herr K. wies auch freudestrahlend darauf hin. Er habe es eilig, da um 16.00 Uhr eine Delegation aus Liberec einträte und sich die Produktion ansehen wolle.

Frau Z. erbot sich für das Protokoll. Ein Punkt woran sonst immer langwierige Diskussionen geknüpft waren.

Die erste Stunde verging wie im Fluge. Termine wurden besprochen, das Verhalten des Betriebsrates zu Gerüchten unter der Belegschaft bezogen auf Kündigungen. Man wolle Klarheit und werde dann entscheiden.

»Haben Sie eigentlich gesehen, der Herr L. fährt jetzt dieses neue Modell von Volkswagen diesen, diesen Phaeton?« platzte Herr N. heraus. »Mindestens 60.000,00 Euro, in der Grundausstattung!« betonte er mit einem Schlenker nach oben in der Stimme.

Herr L. war der stellvertretende Firmeninhaber. Während Herr Weber den Geschäftssinn hatte, war Herr L. gut betucht.

»Bei dem wundert's mich nicht, wie sollte er auch anders beeindrucken. Bei der Nase!«

Einen Moment blickten die übrigen drei Frau Z. an und kicherten dann los.

»Ob man da ausgestreckt liegen kann?«

»Alleine bestimmt!«

»Ist der nicht mehr in der Friedensstraße unterwegs?«

Jetzt waren alle Augen auf Herrn N. gerichtet. Die Friedensstraße war die Meile der Prostituierten.

Ungläubig hakte Herr K. nach.

»Wo haben Sie denn das aufgeschnappt?«

»Ich habe mal ein Gespräch in der Kantine mitgehört, zufällig. Da behauptete eine, sie hätte ihn dort gesehen.«

»Und die war da auch beschäftigt?«

»Das weiß ich doch nicht.« Herr N. reagierte leicht pikiert.

»Kommen wir zu den diversen Anfragen.« Frau B. wollte weiter machen, bevor hier ein Streit begann, das würde Stunden dauern bis zur Klärung.

»Herr M. aus der Buchhaltung«

»Ist der auch bei Ihnen gewesen? Wegen dem ihm zustehenden Urlaubstag?«

»Nein, wegen der Vorauszahlung für Januar.«

»Also der geht mir ehrlich gesagt auch ganz schön auf die Nerven. Ich mache nach Möglichkeit immer schon einen großen Bogen um die Buchhaltung.«

»Was hat der denn vorher, ohne Betriebsrat gemacht.«

»Die Beschwerden gesammelt.«

Einvernehmliches Lachen ertönte.

»Also Herr M...«

»Moment bitte mal, dürfte ich wohl das Fenster öffnen. Es ist ganz schön stickig hier drin.«

»Ja bitte!«

»Sehen Sie auch dieses komische Flirren?«

»Das hab ich bewusst nicht ernst genommen. Ich dachte ich hätte ein Schlafdefizit!«

»Lassen Sie uns doch bitte weiter machen!«

»Ja bitte!«

»Herr M...«

An dieser Stelle spulen wir etwas vor. Die Damen und Herren saßen zwei weitere Stunden und berieten ihre Aufgaben.

Plötzlich erhob sich Herr K.

»Entschuldigen Sie, aber ich muss jetzt los, wegen der Delegation. Ist das möglich?«

»Jaa, natürlich, allerdings wollte ich gerade noch einen Punkt ansprechen, der die Produktion betrifft.«

»Nun gut! Ich bleibe aber stehen!«

Herr K. sah Frau Z. an.

»Also, wenn es stimmt hat die Abteilung ab nächsten Monat die Auflage die Stückzahlen noch einmal zu erhöhen, ohne...«

»Sie haben Recht. Den Punkt habe ich mir auch notiert, doch da ich meine Aufzeichnungen verlegt habe. Immer diese Unordnung. Entschuldigen Sie! Der stand sogar ganz oben auf meinem Infoblatt. Fünfzehnprozentige Steigerung ohne entsprechenden Lohnausgleich. Aber ich hatte mit Frau B. schon einmal darüber gesprochen, wenn ich mich recht entsinne und

wir hielten es nicht für klug einen Schnellschuss zu machen. Das heißt die Produktion...«

»Ja. Die Frage ist doch aber, was wir machen und wie wir unseren Kollegen gegenüber treten?«

»Hier gibt es die erste größere Bewährungsprobe für uns. Jetzt entscheidet sich, ob der Betriebsrat Nutzen hat oder nur ein verlängerter Arm der Betriebsführung ist.«

»Genau!«

»Ich habe mir gedacht, wir sprechen mit der Leitung und machen Ihnen klar, sollten sie diese unbezahlte Erhöhung durchziehen, wird sich das auf die Forderungen in der nächsten Tarifrunde auswirken. Wenigstens eine Prämie oder sonstige Entlohnung muss gewährleistet werden.«

»Dazu brauchen wir doch aber...«

»Entschuldigung, aber mir ist kühl und ich habe auch gar nicht den Eindruck, dass sich im Raum etwas ändert.«

»Ich müßte wirklich los.«

»Wir müssen aber in diesem Punkt heute einen klaren Beschluss formulieren. Die Zeit läuft uns davon.«

»Na dann bitte ich aber um Unterstützung in der Auseinandersetzung mit Herrn L. Die werde ich definitiv haben, wenn ich nicht erscheine bei dem offiziellen Rundgang.«

»Früher bin ich öfter in der Tschechei gewesen. Wir haben nicht weit weg gewohnt von der Grenze. Und diese Knedleschi!«

»War auch alles verdammt billig. Vor allem hatten die auch Sachen, wie bei uns!«

»Alles auf Lizenz.«

»Also so kommen wir nicht weiter! Ich denke Sie alle wollen fertig werden!«

»Ungarn war ja ähnlich.«

»Waren Sie mal im ehemaligen Jugoslawien?«

Wieder müssen wir springen. Eine endlose Zeit sprachen alle Beteiligten von ihren Erlebnissen aus der Kinder und Jugendzeit. Schon jetzt passierte es häufiger, dass alle vier durcheinander redeten und keiner dem anderen zuhörte.

Weitere Stunden vergingen.

1. Rettungsversuch

»... warum hat der Weizäcker damals die Backpfeife bekommen?«

»Als Symbol der befleckten Weste, als Wehrmachtsheini oder so. Vielleicht...«

Es klopfte. Niemand interessierte sich dafür. Die Tür wurde einen Spalt weit geöffnet und der zierliche Kopf von Frau S., einer Sekretärin von Herrn L. erschien.

»Herr K.? Herr L. lässt anfragen... Ach du meine Güte, hier stinkt es aber!«

Durch den lauten Ausspruch fühlten sich auf einmal doch alle angesprochen und blickten zur Tür.

»Ich weiß, aber mir war kalt.« Frau Z. flötete in hohen Tönen, hatte dabei aber ein unglückliches Gesicht.

»Manchmal bin ich so empfindlich.«

Frau S. betrat nun ganz den Raum und schloss mechanisch die Tür.

»Ja das kenne ich. Das zieht von den Zehen und Fingern immer höher, bis der ganze Körper völlig eisig ist.«

»Genau, ich habe mal gehört Frauen leiden häufiger darunter.«

»Mir persönlich liegt mehr der Maibach.«

»Mehr Geld. Meine Mutter ließ sich früher immer die Haare ondulieren. Einmal im Monat war Friseurtag. Auch für mich. Kurzhaarschnitt, gibt keine Probleme! hieß es. Seitdem hasse ich Friseure. Zudem als Mann die Möglichkeiten begrenzt sind. Gerade im Alter.«

»Das könnte mir nicht passieren. Was hat sich diese Frau A. dabei gedacht. Der Hund hat auf den Sessel von Herrn L. sein Geschäft verrichtet. Na da war vielleicht was los, kann ich Ihnen sagen.«

So war Frau S. ebenfalls in diesem Raum gefangen und verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, schwafelte drauf los. Der Verstand bei diesen Gesprächen geriet mehr und mehr in den Hintergrund. Das reine Sprechen schien wertvoll. Es war ein ununterbrochenes Sabbeln und die im Raum befindlichen Personen verzerrten die Gesichter zu schmerzhaften Grimassen. Selbst Frau S., die ja erst kurze Zeit in der Runde saß, sah aus als stände sie unter schmerzhaftem Zwang zu reden.

Die Anwesenden bemerkten wohl ihre Lage und versuchten durch Hilferufe darauf aufmerksam zu machen.

Diese Versuche hörten sich in etwa so an.

»... hat er tatsächlich... Hilfe, Hilfe... meinte meine Schwester, sie sei von dem Hund... Hilfe...«

»Hilfe... Hilfe... wegen... könnte... Hilfe...«

Lange Zeit geschah jedoch nichts und erst weitere vier Stunden vergingen ehe ein weiterer Rettungsversuch unternommen wurde.

2. Rettungsversuch

Diesmal kam Herr L., der eigentlich Feierabend machen und noch ein Diktat an Frau S. übergeben wollte, in Begleitung des Hausmeisters Herrn W. Als dieser an die Tür klopfte und hernach sein Ohr an dieselbe legte, vernahm er die Hilferufe. Herr L. stand dahinter, in Erwartung einer Klärung der Situation, was den Verbleib von Frau S. betraf.

»Da stimmt was nicht Herr L. Ich höre deutlich Hilferufe.«

»Stimmt was nicht. Papperlapapp. Gehen Sie mal beiseite.«

Er schob Herrn W. zur Seite und stürmte voran, riss die Tür auf und wurde aufgesogen.

»Ja was ist denn hier los?«

»... Hilfe... Produktionsbereich... Phaeton... Liberec... Hilfe...«

Niemand beachtete Herrn L., der genauso wie vorher Frau S. die Tür schloss. Alle saßen oder lagen auf dem Boden und

blubberten unverständliche Wortfetzen. Einzig das Wort Hilfe war immer wieder herauszuhören.

Herr L. noch frisch im Raum, versuchte die anderen zu bewegen, sich auf die Stühle zu setzen. Anstalten sie nach draußen zu bringen, machte er jedoch nicht.

»Nun kommen Sie doch bitte hoch! Das ist doch keine Art und Weise! Das hätte ich von Ihnen Herr N. nicht gedacht! Haben Sie alle etwas geraucht? Und warum ist die Luft hier so schlecht?« Herr L. bewegte sich zum Fenster und lehnte sich ans Fensterbrett.

»Wissen Sie ich habe schon lange darüber nachgedacht, mir eher die Haare ein wenig ondulieren zu lassen.« Er musste lachen. Als einziger, die anderen registrierten ihre Umgebung kaum noch.

Währenddessen bewegte sich Herr W. zum Empfangsbereich des Hauses und rief Polizei und Feuerwehr.

3. Rettungsversuch

Am Ort des Geschehens eingetroffen, machten sich die diversen Einsatzkräfte erst einmal ein Bild. Welches völlig unklar blieb, da man nicht den Grund für die Notsituation erkannte. Doch dank eines vorsichtigen Einsatzleiters gelang nach sage und schreibe dreizehn Stunden und zehn Minuten die Beendigung des Martyriums.

Lebend geborgen wurden Frau Z., Frau S. und Herr L. Die anderen drei erlangten nicht mehr das Bewusstsein zurück, trotz sofortiger Wiederbelebungsversuche.

Durch dieses Vorkommnis entdeckte die Wissenschaft einen bisher unbekanntem Parasiten, den sie auf den Namen Webertier taufte. Einmal aufgrund der Herkunft seiner Entdeckung und zum anderen, weil man erkannt hat, dass er oftmals bei Gesprächen vorkommt und Verknüpfungen zwischen den Beteiligten herstellt, webt. Er ist nur durch ein Mikroskop wahrnehmbar und tritt äußerst häufig auf, allerdings nicht in der extrem hohen Anzahl, wie bei dieser Sitzung. Also besteht normalerweise keine Gefahr.

Es gibt zwar schon einige Messgeräte für die Feststellung des Webertiers während eines Gesprächs, insbesondere da das Tier wohl Gas ausscheidet, welches einen üblen Geruch verbreitet. Doch noch tappt man im Dunkeln über die genaue Ernährung. Man weiß, dass das es Stickstoff in Kombination benötigt und auch Endorphinen nicht abgeneigt ist. Erstaunlicherweise können sich große Gruppen von Webertieren durch die Luft bewegen, was das Flirren, das gesehen wurde erklärt und fest steht auch, dass sich diese Tiere in unser Inneres begeben. Das ergab die Obduktion. Zur genauen Todesursache der Opfer konnte man bisher keine konkreten Angaben mitteilen.

Die Wissenschaft zählt den neuen Parasiten zu den Spinnentieren.

Guten Schutz biete wohl eine Atemmaske und Ohrstöpsel, wie auch der Erfolg der Rettung durch die Feuerwehr gezeigt hat.

Das sicherste jedoch sei, das Nichtführen von Gesprächen...

© Oliver Bauer 2006

HETEROPTERA TECHNICS

Ich mag jede Art von Hund, auch Menschen im Grunde, nur muss ich mich klein halten, mich verstecken, weil mich keiner mag. Ich gelte als heimtückisch und gemein, deshalb bleibe ich lieber unentdeckt.

Ich folge nur meiner Berufung, ein Job wie jeder andere, würde ich sagen, wenn ich mich ausdrücken könnte.

Ja, ich mag Hunde sehr, z. B. den von Herrn Schlüsselblume, leider ist er vor zwei Stunden von uns gegangen, ich meine der Hund.

So schnell wie möglich ist seine Tochter gekommen und tröstet den alten Mann. Nicht, dass sie das Tier wirklich gemocht hätte oder etwas von Haustieren versteht, aber Trösten versteht sie.

Ich selbst darf das nicht leisten, obwohl ich die Trauer von Herrn Schlüsselblume am ehesten nachvollziehe, kein anderer hat das tiefe Verhältnis zwischen ihm und seinem Schäferhund intensiver verfolgt.

Normal rief er ihn zärtlich Panther. War er in Stänkerlaune, weil seine Hundedame auf stur schaltete, sagte er zischend: komm her du Pinscher. Das war meist Anfang einer Kontroverse zwischen zweien, die wissen wie gleich dick ein Schädel unterschiedlicher Rassen sein kann.

»Panther war ein guter Hund«, sagt seine Tochter als sie sich zu Schlüsselblume aufs Bett setzt, und es muss die Situation so sein, dass sie seine Hand nimmt, sicher bin ich mir nicht, weil ich nichts sehen kann.

»Weißt du«, fährt sie fort, »als mich die Polizei anrief, du weißt schon...« und dann erzählt sie die alte Geschichte von Panther, so wie ich sie auch miterlebt habe und liebe, sie taucht tief ein, erzählt von der Treue, die Panther bewiesen hatte, so wie es nur dieser Gattung möglich ist, eine Geschichte wie ein Märchen, die nur Glück, Freundschaft und Zusammenhalt kennt.

»Er war der Beste«, sagt Schlüsselblume zwischen zwei kaum hörbaren Seufzern. Seine Tochter lässt ihm Zeit,

»Er hat dich sehr geliebt, das hat er durch sein Verhalten deutlich gemacht.« und sie erzählt andere Geschichten, findet den richtigen Ton, so dass er jeden Zug mit ihr besteigen kann. Und sie lachen und weinen bis Schlüsselblume plötzlich sagt:

»Sie haben ihn vergiftet, ich bin sicher, wie kann einer so gemein sein.«

Ich halte die Luft an, frage mich, wie sie diese Situation meistern will. Noch ist ihr Ton ruhig als sie sagt: »Das kann ich mir nicht vorstellen, wer sollte so etwas tun.«

»Das hat er nicht verdient«, seufzt Schlüsselblume so tief, dass ich selbst gerührt schlucken muss, wahrscheinlich deshalb, weil ich den Hund auch vermisse.

Wieder wird geschwiegen, und insgeheim hoffe ich, dass Schlüsselblumes Tochter noch eine Geschichte weiß, um den Mann zu beruhigen.

»Wenn ich ehrlich bin«, beginnt sie ihren nächsten Satz so vorsichtig, dass ich mich selbst wundere, »gibt es nur eine Sache, die am Tod von Panther positiv ist. Wir könnten endlich deine Wohnung putzen, mal ausgiebig, die Hundehaare, solange der Hund da war, war das sinnlos und vielleicht lenkt es dich ab. Das muss nicht sofort sein, in den nächsten Tagen, denke ich, was meinst du?«

Ich hoffe Schlüsselblume ist jetzt entsetzt, das war unsensibel, wie kann sie es wagen, wie kann sie in einem solchen Fall an Putzen denken, Los Schlüsselblume wehr dich, lass es dir nicht gefallen, es ist dein Hund, seine Hundehaare! An denen hängst du doch, oder? Enterbe sie... jetzt von Sauberkeit anzufangen. Sie wird dir die Bude auf den Kopf stellen, sie hat doch nur darauf gewartet, dass dein Hund endlich krepirt, damit sie putzen kann. Sie konnte den Hund sowieso nie leiden, sie mag überhaupt keine Tiere und dich wahrscheinlich auch nicht, eigentlich mag sie nur putzen. Los Schlüsselblume schmeiß sie raus!

»Vielleicht hast du Recht«, sagt Schlüsselblume und klingt auch noch zuversichtlich.

Also gut, wie ihr wollt, dann muss ich mir etwas einfallen lassen, keinesfalls darf sie mich finden, sobald sie sich ausgiebig

mit dem Bett beschäftigt, bin ich dran. Sie ist doch nicht dumm, sie erkennt auf den ersten Blick, dass ich eine Wanze bin, sehr klein aber eine Wanze, und schließlich gibt es in jedem Raum eine, irgendeine wird sie finden. Dann fliege ich auf.

Alle Mühe wäre umsonst gewesen, der Tod des Hundes wäre umsonst gewesen. Und ich habe dem Chef gleich gesagt, dass es keine gute Idee ist, den Hund zu vergiften, um den alten Schlüsselblume weich zu kochen. Der ist doch sturer als sein Hund, hab ich gesagt.

Was also tun, zuerst nachdenken, sie darf nicht putzen, auf keinen Fall darf sie putzen. Ein Beweis müsste her, ja...

Genau, dann dürfte sie Schlüsselblume nicht mehr besuchen, er würde sie nie wieder in seine Wohnung lassen. Es würde sie entzweien! Für immer! Schlüsselblume würde noch einsamer und verzweifelter, wenn ich ihm den Beweis zuspiele, dass sie den Hund vergiftet hat. Nur weil sie putzen wollte.

Wie konnte sie so etwas tun, wie konnte sie so gemein sein.

© Gabriela Reichert 2006

DAS GEHEIME LIEBESLEBEN DES REISWURMES

Lateinischer Name: Wurmus Risottus

Größe: ungefähr wie ein weich gekochtes Basmatireiskorn

Farbe. Ein weißliches beige, mit einem zarten Schuss kanarienvogelgelb

Vorkommen: südliches Indien

Fortpflanzung: aktives Sexleben durch externe Ei- und Samenablage

Wohlfühltemperatur: ca. 40 Grad Celsius - tagaktiv

Nahrung: Grünzeugs und Gemüse

Lebensdauer: bis zum ersten Biss

Sonntag, Morgen, 07.00 Uhr

Der Tagesablauf begann inmitten unzähliger, geschälter, feinsortierter Basmatireiskörner der Extraklasse, die mit ihren milchigen Spitzen und ihren ebenmäßigen, straffen, zart eiscremefarbenen Körpern regungslos zusammengepfercht kreuz und quer in einem Gefäß lagen. Ihr nussiger, süßlicher Geruch regte Wurmus am sonnendurchfluteten Tag zum Träumen an.

»Hey Mädels« - seine rauchige Stimme hallte von den Wänden des Reisgefäßes wie der Donner im vertrauten Indien über die Reisfelder. »Ich komme gleich...« Mit einem schelmischen Grinsen und einem verheißungsvollen Blick in die Runde regte sich sein kleiner Wurmfortsatz zu einer tierischen Größe.

Wormus rollte mit Hilfe eines hellbeigen, runden Koriandersamens ein Stückchen duftende Zimtrinde über die Reiskörner hinweg. Er hatte eine kleine, kuschelige Kuhle am Rande des Reisgefäßes entdeckt, die er als Liebesgrotte benutzen wollte. Mit voller Leidenschaft stampfte er das Zimtstückchen zwischen Koriandersamen und einem dicken Reiskorn senkrecht fest, um so die Wände seiner Behausung zu stabilisieren. Sein Speichel diente dazu als haltbarer Mörtel.

Unweit seines fast fertigen Anwesens entdeckte Wormus ein zusammengerolltes Blättchen frischen Koriandergrüns, das ihm wie gerufen kam. Er schleifte das würzige Kraut mitsamt dem knackigen Stängel quer durch den Topf, um für seine Geliebte und deren Nachwuchs eine flauschige Kuschelunterlage mit Haltemöglichkeit zu basteln.

Nach getaner Arbeit brauchte Wormus eine kleine Stärkung. Sein Magen knurrte erbärmlich und verlangte nach leckerer Füllung. Der Geruch von frischen Mohrrübchen kroch genauso hartnäckig in seine Nase wie Wormus dem Duft hinterher. Er fühlte sich wie im Schlaraffenland, als er endlich vor dem Häufchen zartroter, saftiger Mohrrübchenschnipsel ankam. Er würzte sie mit gemahlenem, roten Chillipulver, das als kleines Klümpchen an einer Erbse mit Delle haftete. Scharfe Gewürze machten Wormus noch schärfer, und so dinierte er lustvoll häppchenweise die aphrodisierende Delikatesse.

Nach dem herrlichen Mahl krabbelte er noch einmal in sein funkelnelneues Heim zurück, reinigte sich intensiv rundum, putzte sich sorgfältig obenrum, pflegte seinen kleinen Wurm untenrum und ging dann auf Brautschau.

Bei einem besonders niedlichen Basmatireiskörnchen ankommend, knuffte und stubste er es zärtlich in die Seite, nahm es liebevoll und vorsichtig an der Spitze in seinen Mund und entführte es auf die grüne Koriandermatratze.

- 2 -

Durch den erotischen Anblick eines grazilen Basmatireiskörnchens wurde sein kleiner Wurm putzmunter. Wurmus war stolz auf sich, auf seine ausgereifte Männlichkeit, auf seine knackige Figur. Er hielt sich links am Korianderstängel fest und nudelte das Basmatireiskorn nach Herzenslust durch.

»Hey, Süße - war ich gut?« Keine Antwort. »Die Mädels von heute sind auch nicht mehr das, was mir mein Papi mal erzählte«, dachte Wurmus. Er war enttäuscht von der frigiden Reaktion des Basmatireiskörnchens. Schmollend verkroch er sich unter das Korianderblatt und dachte über das Leben nach, als er plötzlich zu schweben schien.

Sonntag, 11.30 Uhr

Während Wurmus noch darüber nachdachte, ob er nun geschwebt war oder nicht, wurde es langsam deutlich wärmer um ihn herum. Mit der molligen Wärme wurde die Sicht zwar zunehmend nebliger, war aber für ihn angenehmer, da es nun herrlich feucht wurde. Er kroch unter seinem Korianderblatt hervor, säuberte es mit einem einzigen Schwanzwisch und spannte es zwischen die Zimtstangen. Genussvoll schaukelte er

auf der grünen Liege hin und her, als sich diese plötzlich zusammenzog und er herunterpurzelte. Es wurde immer wärmer.

Sonntag, 11.33 Uhr

Kleine Wassertröpfchen kullerten von oben auf Wurmus nieder. Er suhlte sich zwischen Mohrrübchen, Koriandersamen und Reiskörner. Er grunzte vor Wonne und bekam schon wieder Lust, als er von der Ferne ein leises Stimmchen vernahm. »Wurmini, bist Du's?«, rief er freudig erregt. Bei dem Gedanken an seine Geliebte wurde es immer feuchter.

Sonntag, 11.35 Uhr

Es war sehr heiß geworden. Wurmus schwitzte und Schweißperlen bildeten sich auf seiner niedrigen Stirn. Sein kleines Haarbüschel auf dem Kopf klebte von der aufsteigenden Stärke des dampfenden Reises. Er war nun etwas fülliger geworden und versuchte, freudig erregt, mit seinem mittlerweile irritiertem Geruchssinn, den Platz seiner innig Geliebten herauszufinden, als plötzlich der Dampf nach oben stieg und eine kühle Brise an ihm vorbei wehte.

Sonntag, 11.36 Uhr

Erstaunt guckte Wurmus nach oben, empfand jedoch den kühlen Windstoß ausgesprochen erfreulich. »Vielleicht zieht endlich mal ein Gewitter auf«, waren seine Gedanken, als aus heiterem Himmel ein ovales Ding mit einem langen, silbernen Schweif an ihm vorbei sauste und fast lautlos neben ihm im Reis

stehenblieb. »Ooh, Shiva«, dachte er. »So also sieht es aus« Wurmus dachte dabei an die Erzählungen seiner Großmutter, Shiva hab sie selig, die ihm ausführlich von Ufos erzählte, die sogar Mitglieder aus seiner Familie entführt haben. Und diese Mitglieder, darunter auch sein Bruder, sind niemals wieder aufgetaucht. Seine Großmutter warnte ihn eindringlich vor dem gewaltvollen Verhalten dieser Fremdlinge im Ufo.

Sonntag, 11.37 Uhr

Das Ufo hob geräuschlos ab und flog mitsamt dem verdutzten Wurmus nach oben. Er war gefangen. Gefangen von Fremdlingen, die ihn jetzt entführten. Sein Herz klopfte so heftig, dass er das Gefühl hatte, gleich in Tausend Stücke zu zerspringen. Plötzlich blieb das Ufo stehen und schwebte vor einem geschwungenen, rötlichen Tor, das im Innern mit wunderschönen, ebenmäßigen, cremefarbenen Steinen umrandet war.

- 3 -

Im Innenraum erspähte er einen dicken, roten Teppich, der sich ihm leicht entgegenrollte, dann aber wieder im Innern des Tores verschwand. Wurmus wunderte sich gerade darüber, als sich das rote Tor zu einer spitzen Form bewegte und angenehmer Wind heraus blies. »Nein, das können doch keine schlechten, fiesen Fremdlinge sein«, durchfuhr es Wurmus. Fremdlinge, die extra für ihn, Wurmus risottus, einen roten Teppich ausgelegt haben und ihm nun angenehme Kühlung bringen.

Der Wind aus dem roten Portal fegte ihm die Schweißperlen von der Stirn und die Angst aus seinem Herzen. Alles Blödsinn, was seine Großmutter ihm erzählt hatte. Das waren friedliche, freundliche Fremdlinge, die ihn auserkoren haben.

Sicher fliegt er jetzt in ein anderes Land, wo viele Reiswürmerfrauen auf ihn warten und die er alle bewürmern kann, darf und vielleicht sogar muss. Ja, er würde sicher nicht versagen mit seinem kleinen Wurm und brav seine Pflichten erfüllen. Er war stolz, Auserwählter zu sein. Eine erneute Aufwärtsbewegung des silbernen Flugobjektes riss Wurmus jäh aus seinen erotischen Gedanken.

Sonntag, 11.38 Uhr

Das Flugobjekt flog wieder direkt bis vor das rote Tor und schwebte vor dem ovalen Eingang. Wurmus hatte eine ungetrübte Sicht auf die wunderschöne Architektur der weißen Steine. Die Fremdlinge rollten den roten Läufer jetzt ganz aus. Was für ein atemberaubender Empfang, was für eine Ehre, extra nur für ihn. »Ich muss den Fremdlingen zeigen, wie sehr ich mich auf das Treffen freue«, durchfuhr es Wurmus.

Sonntag, 11.39 Uhr

Wurmus schwebte langsam über den dicken, roten Teppich. Ganz hinten erblickte er eine Höhle, die offensichtlich nach unten zu führen schien. Jetzt wird er in die Geschichte eingehen, genauso wie sein großes Vorbild Wurmus Ghandini, der niemals Gewalt anwandte und sehr beliebt war. Während Wurmus an den

weißen Steinen vorbei glitt, dachte er wehmütig: »Noch nicht einmal einen Blumenstrauß hab ich zur Begrüßung meiner neuen Freunde dabei. Aber ich kann sie ja mal fragen, ob sie Blumen mögen.« Sich dieses erhebenden Momentes bewusst, richtete sich Wurmus feierlich auf, erhob seine Arme zur Begrüßung und rief mit fester Stimme: »Du wollen Rosen?«

Zu spät.

Das Tor schloss sich lautlos hinter Wurmus. Dunkelheit umhüllte nun seinen Körper wie die Erde eine Wurmleiche. Angst durchbohrte sein kleines Herz. Die weißen Steine setzten sich, wie von Geisterhand getrieben, mit einem malmenden Geräusch in Bewegung. Der rote Teppich schwankte im Rhythmus der weißen Steine hin und her. Ein letztes Mal noch wollte Wurmus versuchen, seinen Frieden - wie sein Vorbild Wurmus Ghandini - zu demonstrieren. Er richtete sich erneut auf, versuchte, auf dem bebenden, roten Teppich eine feierliche Haltung anzunehmen, nahm nochmals seine Arme zur Begrüßung hoch und rief mit fester Stimme: »Du wollen R-o-s-r-o-s-r-o-s-s-e-n.«

© Monika Transier 2006